

Liebe - Eine soziologische Kritik der Zweisamkeit

Eine soziologische Kritik der Zweisamkeit

Bearbeitet von
Stephanie Bethmann

1. Auflage 2013. Taschenbuch. 244 S. Paperback

ISBN 978 3 7799 2725 9

Format (B x L): 22,9 x 15 cm

Gewicht: 400 g

[Weitere Fachgebiete > Ethnologie, Volkskunde, Soziologie > Geschlechtersoziologie](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Edition Soziologie

Stephanie Bethmann

Liebe – Eine soziologische Kritik der Zweismamkeit

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Bethmann, Liebe – Eine soziologische Kritik der Zweismamkeit, ISBN 978-3-7799-2752-9

© 2013 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2752-9>

Einleitung

Und obwohl ich wegen ihm meinen Job und meine günstige Wohnung aufgegeben hatte, an meine Ersparnisse gegangen war, mein bisheriges Leben ganz grundsätzlich hinter mir gelassen hatte, war ich nicht sauer, sondern einfach nur verletzt. Darum habe ich ihn auch weiter geliebt.

Möglicherweise hat ihn ein Teil von mir noch stärker geliebt.

Sie haben also Ihr Leben aufgegeben, ohne dass er Ihnen die Ehe versprochen hätte. Fiel Ihnen das leicht?

Es war nicht so, dass es mir nichts ausgemacht hätte. Es hat mir was ausgemacht. (Illouz 2009: 84; Hervorh. i. O.)

Erforscht man Liebe empirisch, so hat man es mit Daten zu tun, die auf Interaktionen basieren: Interaktionen, welche man beobachtet, die einem berichtet werden, in die man als Beobachter/in involviert wird und in denen man mit Liebenden im Gespräch ist. Im zitierten Beispiel besteht die Interaktion in einer Frage-Antwortsequenz eines qualitativen Interviews aus einer Studie von Eva Illouz (2009). Obwohl Interviews anderen Zielen und Methoden folgen als Alltagskonversationen, haben diese Gesprächsformen vieles miteinander gemein. Die Sequenz erlaubt es uns tatsächlich, eine Beobachtung zu machen, die sich im Alltag jederzeit wiederholen lässt: Im Gespräch über Liebe werden andere Personen als nur die Liebenden an der Definition, Bewertung und sogar an der Erzeugung von Liebe beteiligt. Die befragte Frau berichtet hier nicht ihre ganz individuelle Sicht auf ihr Liebesleben. Vielmehr *konstruiert* sie ihre Liebeserfahrungen *gemeinsam* mit der Interviewerin, Erfahrungen, die sie in Auseinandersetzung mit dem Partner, mit den Freund/innen und Kolleg/innen, mit ihrer Familie, mit medialen und institutionellen Definitionen von Liebe durchlebt hat. Auch ihre privaten Erfahrungen resultieren aus sozialen Interaktionen.

Was passiert in diesem kurzen Gespräch zwischen Interviewerin und Interviewter? Gemeinsam entwerfen die beiden Frauen ein Bild von Liebe: Die Liebende hat darin *eigentlich* einen autonomen Lebensentwurf, ihre Arbeit, ihre Wohnung, ihr bisheriges Leben. Wenn sie dieses so radikal auf die Pläne ihres Partners abstimmt, sollte das an eine Bedingung gebunden sein: an seine Absichtserklärung, sich dauerhaft und institutionell abgesichert zu binden. Dass die Interviewte ihrem Freund hinterherzieht, steht im Widerspruch zu der normativen Erwartung (sie tut es, „ohne dass“ sie ein Heirats-

versprechen hat). Betrachten wir noch einen Augenblick die Komponenten dieser Liebes-Darstellung: Da ist das Versprechen, welches die Erfahrung von Liebe in der Zeit ordnet, das Sehnen nach einer gemeinsamen Zukunft mit dem geliebten Partner und die Gefahr, verlassen zu werden. Da ist die Rückbindung von Liebe an eine institutionelle Struktur, die Ehe. Da ist die Erwartungshaltung der Beobachterin (in diesem Fall der Interviewerin), die der Liebesgeschichte ihrer Informantin zuhört und diese gleichzeitig auch kommentiert und bewertet. Und schließlich ist da inmitten dieser Vielfalt sozialer Einbindungen ein Imperativ, autonom zu sein und die eigene Lebenssituation nicht bedingungslos für einen anderen aufzugeben.

In der soziologischen Liebesforschung in Europa und den USA kann man die Steigerung von Autonomie- und Individualisierungsansprüchen als ein Leitthema der Entwicklung heutiger Liebesvorstellungen ausmachen. Holger Herma (2009: 52) fasst diesen Trend prägnant in einem Satz zusammen:

Von Beziehungsvorgabe zu Beziehungswahl, von der Komplementärliebe zur Partnerschaft, von der Geschlechterasymmetrie zum Gleichheitsideal, schließlich von der ‚weiblichen Aufopferung‘ (Beck-Gernsheim 1990) für den Anderen hin zum Autonomie- und Selbstverwirklichungsanspruch beider Geschlechter.

Für die erste Phase dieser Entwicklung, die romantische Liebe, wird die Autonomie der Liebenden gegenüber ihrem sozialen Umfeld betont. Die Dyade, das heißt die zweisam einander Liebenden, dürfen sich von der Außenwelt abschotten und ihren Anspruch auf Glück gegen äußere Zwänge verteidigen. Für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wird ein Wandel beschrieben, der zusätzlich die Autonomie der Partner/innen innerhalb ihrer Beziehung betont. Soziologische Forschungen interpretieren Liebe meist mit der These eines solchen Wandels und legen dabei fast ausnahmslos einen modernisierungstheoretischen Rahmen zugrunde: In der modernen Gesellschaft habe sich eine Sphäre des Persönlichen gebildet, die sich von den Logiken anderer Gesellschaftsbereiche abgrenzt (Herma 2009: 28 ff.; 59). Dieser Logik nach kann man die (Liebes-)Ehe nicht aus rein ökonomischen Interessen eingehen und darf auch nicht anderen erlauben, sie zu arrangieren. Illouz kontrastiert diese Vorstellungen mit der Partnerwahl des 19. Jahrhunderts: Damals, im Gegensatz zu heute, seien die Liebenden in ein soziales Netz eingebettet gewesen, das ihnen half, den/die passende/n Partner/in auszuwählen (Illouz 2011: 55 ff.).

Spuren beider Autonomieforderungen, der romantischen und der partnerschaftlichen, finden sich in der zitierten Gesprächssequenz. Einerseits die (partnerschaftliche) Forderung, sich für den Partner nicht einfach auf-

zugeben. Andererseits aber auch die Paarbeziehung als ein (romantischer) Ort, an dem es normal ist, dass man sein Handeln stark auf die Bedürfnisse des anderen ausrichtet: Hätte unsere Interviewte ein Heiratsversprechen, so würde das ihr Verhalten scheinbar erklären. Das Verhältnis von Autonomie und Abhängigkeit, in dem die Liebenden sich sehen, ist vielschichtig. Mit einem einfachen Modell bekommt man es nicht recht zu fassen, möchte man die Erfahrungen der beiden Frauen, die hier im Gespräch sind, nicht anhand der Begriffspaare ‚altmodisch-romantisch‘ und ‚modern-partnerschaftlich‘ klassifizieren. Natürlich haben die gegenwärtigen Bedeutungen von Liebe eine Geschichte. Und doch, will man einen historischen Wandel beschreiben, besteht die Gefahr, zugunsten der Akzentuierung von Tendenzen („Von Beziehungsvorgabe zu Beziehungswahl...“) ein allzu homogenes Bild von der Liebe der Gegenwart zu zeichnen. Deshalb habe ich mich mit dieser Studie auf die Suche nach unterschiedlichen Konstruktionen von Autonomie in Liebesweisen gemacht, die Phänomene der *Gegenwart* sind.

Zweifel an der These von der Modernisierung der Liebe kommen auch angesichts quantitativer Sozialstrukturanalysen auf, die weit weniger Umwälzungen und weniger Individualisierung feststellen als qualitative Studien der Paar- und Liebesforschung (Hill/Kopp 2001: 13). Obwohl man Liebe nicht *verordnen* kann, ist sie ganz offensichtlich geordnet: Wie Liebesbeziehungen strukturiert sind und zwischen wem sie gedeihen können, folgt sozialen Ordnungsmustern. So lassen sich Regelmäßigkeiten beschreiben, zum Beispiel in der Stabilisierung von sozioökonomischen (Klassen-)Strukturen (es wird erstaunlich wenig aus sozialen Schichten herausgeheiratet) und heteronormativer Geschlechterordnung (Liebe ist eng mit vergeschlechtlichter, heterosexueller Arbeitsteilung verknüpft). Die auf Liebe gegründete Paarbeziehung trägt daher – „Beziehungswahl“ und „Gleichheitsideal“ hin oder her – zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten bei.

Neben der Ambivalenz und Vielschichtigkeit von Autonomievorstellungen gibt es in der zitierten Szene noch eine weitere Ebene, die meine Neugierde geweckt hat: das Gespräch über die Liebe zwischen zwei einander Fremden, die sich über das, was in der Liebe legitim ist und was nicht, leicht zu verständigen wissen. Es wird so viel über die Freisetzung der Liebenden aus sozialen Gemeinschaften geschrieben, aber so wenig über die sozialen Interaktionen, in denen Menschen gemeinsam mit anderen aus Liebe Sinn machen. Genau hier setzt mein Forschungsinteresse an. Deshalb geht es mir bei der Analyse des einleitenden Interviewzitats auch nicht darum, die Interviewführung kritisch zu diskutieren, sondern aufzuzeigen, dass Interviewsituationen als ein Moment der *Herstellung* von Liebe interpretiert wer-

den können.¹ In dem kurzen Zitat deutet sich bereits an, was in dieser Arbeit noch genauer zu analysieren ist: Damit Liebe soziale Wirklichkeit wird, muss sie erkennbar und verstehbar sein, zum einen für die Liebenden selbst, zum zweiten aber auch für andere, die mit ihnen interagieren. Sie muss Erwartungshorizonte schaffen, an denen sich Interaktionen orientieren können. Um ein Paar zu sein, muss man als Paar behandelt werden.

Die Plausibilisierung von Liebe in sozialen Zusammenhängen findet sich auf den unterschiedlichsten Ebenen: Dem Staat macht man Liebe verständlich, indem man eine Ehe oder Lebenspartnerschaft eingeht und so staatliche Anerkennung für Liebe einfordert. Dann wird sie soziale Wirklichkeit und der Staat behandelt mich entsprechend – indem er mir zum Beispiel besondere Rechte und Steuervorteile gewährt. Man muss ihm aber die Liebe so kommunizieren, dass er sie auch versteht: So darf man sich in Deutschland nicht polygam oder polyamourös binden und gleichgeschlechtlich erst seit 2001. Ob Liebesbeziehungen zur Grundlage staatlichen Handelns werden, hängt davon ab, inwiefern sie im Rahmen staatlicher Anerkennungsverhältnisse sichtbar und legitimierbar gemacht werden können. Die Kommunikation mit dem Staat ist nur eine soziale Situation unter anderen, in denen Liebe sozial wirklich und wirksam gemacht wird. Weitere kommunikative Beziehungen, in welchen Liebe entsteht und sich behauptet, sind die Beziehung zur geliebten Person, zu Freund/innen und Familie, aber auch die Beziehung zu sich selbst. Über Liebe wird endlos gesprochen, in Symbolen kommuniziert, sie wird in romantischen Praktiken erzeugt und erneuert und weit mehr als nur zwei Personen sowie zahlreiche Institutionen sind an der Herstellung von Liebe beteiligt. Meine Studie verfolgt deshalb das Ziel, Liebe in diesen vielfältigen Momenten ihrer interaktiven Produktion zu analysieren.

Aufbau der Arbeit: Menschen fordern in der Liebe, als Individuen gesehen zu werden. Was diese Liebes-Individualität konkret bedeutet, auf welche Art und Weisen sie Autonomie verheißt und wie sie in soziale Prozesse eingebunden ist, dem bin ich in einer empirischen Studie mit Hilfe des Gruppendiskussionsverfahrens auf den Grund gegangen.²

1 Forschungen sind schließlich immer Konstruktionen des Gegenstandes, den sie zu beschreiben vorgeben. In den Konstruktionsprozess ist der/die Forscher/in ebenso involviert, wie die vielen anderen, die zur Forschung beitragen. Es gibt keine wissenschaftliche Beobachtung der Liebe, die nicht von einem Standpunkt aus blicken und die Wissen ohne Interaktionen produzieren würde.

2 Die Daten basieren auf einer von der DFG zwischen 2008 und 2011 geförderten Studie am Institut für Soziologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg mit dem Titel „Wie wir uns die Liebe erzählen. Zur Normalisierung eines einzigartigen Ge-

In den *ersten beiden Kapiteln* der Arbeit werde ich mich auf Grundlage des soziologischen Forschungsstandes ausführlich mit der hier bereits angesprochenen These der Transformation von Liebe in der Moderne beschäftigen. Dabei demonstriere ich, dass Liebe im alltäglichen Common Sense, aber auch in wissenschaftlichen Rekonstruktionen, meist als eine Geschichte der Steigerung von Autonomie- und Individualitätsansprüchen verstanden wird (*Kapitel 1*). Deutlich wird das unter anderem an den in Deutschland populär geführten Diskursen um arrangierte Ehen: Die verbreiteten Abgrenzungen gegenüber solchen Arrangements und die Bilder, die damit verbunden werden, verweisen auf ein Selbstbild der Liebenden als ‚moderne‘ und ‚freie‘ Akteur/innen, wie es auch in soziologischen Arbeiten über Liebe sehr präsent ist. Im ersten Kapitel stehen die Kritik der Frauenbewegung und Geschlechterforschung an romantischer Liebe sowie das Modell partnerschaftlicher Liebe anhand der Arbeiten von Andrea Leupold, Anthony Giddens, Cornelia Koppetsch und Günter Burkart im Mittelpunkt meiner Analysen.

Im *zweiten Kapitel* konfrontiere ich zunächst insbesondere Giddens’ affirmatives Bild der Modernisierung von Liebe und Paarbeziehung mit einem Blick auf die Ambivalenzen von Liebe in der Moderne (*Kapitel 2.1*). Eva Illouz betrachtet in ihren Arbeiten die heroische Narration der Liebe, „die von der Knechtschaft zur Freiheit geführt habe“ (Illouz 2011: 29), mit Skepsis. Liebe verspricht den Triumph von Individualismus, Autonomie und Freiheit über soziale Zwänge, sie ist aber auch eine Quelle der Verzweiflung und der Ungleichheit (ebd.). In ihren Studien zeigt Illouz zunächst, dass sich Klassenverhältnisse trotz freier Partnerwahl durch Liebe reproduzieren (2003), und dann, dass eine neue Form der geschlechtlichen Ungleichheit in den Transformationsprozess von Liebe eingebaut ist (2011). Individualisierung, Autonomie und Gerechtigkeit gehen für sie, anders als für Giddens, nicht im Gleichschritt voran. Gleichwohl setze ich mich kritisch mit ihren Thesen auseinander, denn auch sie schreibt eine Modernisierungsgeschichte, die linear ist und von der radikalen Freisetzung individueller Akteur/innen der Liebe aus ihrem sozialen Netz ausgeht.

Weshalb beginne ich das Methodenkapitel (*Kapitel 2*) mit einer so ausführlichen Kritik von Illouz’ Arbeiten? Erstens ist ihr jüngst erschienenen Buch zweifelsohne die wichtigste soziologische Analyse der Liebe der letzten Jahre. Beide ihrer Studien, „Der Konsum der Romantik“ (2003) und „Warum Liebe weh tut“ (2011), die sich auch dezidiert mit der Reproduktion sozialer Ungleichheit durch Liebe befassen, sind für meine Analysen in den

fühls“. Weitere Ergebnisse der Studie sind publiziert in Degele/Bethmann (2009) und Bethmann (2010).

darauf folgenden Kapiteln ein zentraler Bezugspunkt. Zweitens lässt sich an ihrer Arbeit exemplarisch verdeutlichen, wie bestimmte inhaltliche Trends der Liebessoziologie mit methodischen Forschungsdesigns verknüpft sind. Ich stelle daran anknüpfend in *Kapitel 2.2* ein anderes methodisches Vorgehen vor, das Brüche und Diskontinuitäten in der Liebeserzählung der Moderne in den Mittelpunkt stellt. Mit der Methode Gruppendiskussion habe ich die Liebenden schon in der Erhebung konsequent sozial kontextualisiert und den Blick auf das Kollektive und das Interaktive in der Konstruktion augenscheinlich so privater Liebe gerichtet. Weil ich mich dabei vor allem für die Interaktionen interessiere, die Konstruktionen von Liebe hervorbringen, habe ich in der Auswertung der Gruppendiskussionen mit der Positionierungsanalyse gearbeitet, die Sprechen stets als Handeln interpretiert.

Schon in den ersten beiden Kapiteln sind meine Überlegungen empirisch geleitet, weshalb ich von Beginn an Analysen der Gruppendiskussionen integriere. Das erste empirisch ausgelegte Kapitel (*Kapitel 3*) wiederum beginne ich mit theoretischen Vorüberlegungen. An dieser Stelle führe ich die erste Ebene anerkennungstheoretischer Reflektionen ein, die die gesamte Arbeit rahmen: Liebe zu erkennen involviert Akte des Erkennens und Anerkennens. Ausgehend von einer ersten empirischen Skizze dessen, was Liebe ist, schlage ich eine analytische Definition von Liebe vor, die neue Sichtweisen eröffnet. Schließlich kann ich anhand einiger Beispiele verdeutlichen, wie Liebe als erkennbare und verstehbare Beziehung in Interaktionszusammenhänge eingebettet ist und produziert wird und welche Rolle Romantik für das An-erkennen von Liebe spielt.

Nachdem ich Mechanismen der gemeinsamen Herstellung von Liebe herausgearbeitet habe, beschreibe ich im Anschluss daran, an welchen sozialen ‚Wahrheiten‘ Liebe sich in verschiedenen Kontexten als darstellbar und erzählbar erweisen muss. Die Gleichzeitigkeit verschiedener Liebesrealitäten interpretiere ich dabei, wie oben dargelegt, nicht als diachrones Phänomen, sondern als Vielfalt sozialer Positionen der deutschen Gegenwartsgesellschaft. Ich unterscheide drei ‚Wahrheiten der Liebe‘ (*Kapitel 4*) und die Selbstkonstruktionen, welche mit ihnen einhergehen (*Kapitel 5*). Liebe ist eine Form sozialer Anerkennung: Zu lieben heißt, die geliebte Person zu bejahen, sie anzuerkennen (Honneth 1992) und sie überhaupt erst zu erkennen (Illouz 2009). Was aber verstehen Personen darunter, so geliebt zu werden, *wie sie sind*? Jede Wahrheit der Liebe erzeugt ein anderes Bild von Individualität und ein anderes Bild davon, was es heißt, in der Liebe autonom zu sein. Um der Unterschiedlichkeit gerecht zu werden, bediene ich mich in *Kapitel 5* verschiedener Theorien als Werkzeuge, die die Mechanismen der Erzeugung und Bewahrung des jeweiligen Man-Selbst-Seins sichtbar machen.

In allen Liebeswahrheiten finde ich Spuren jener sozialen Kontexte, die in der klassischen Modernisierungserzählung aus der Liebe herausgeschrieben, negiert und kaschiert werden: die *anderen* der Liebes-Dyade. In diesem Zusammenhang werde ich mich damit befassen, auf welche Formen sozialer Anerkennung Liebende außerhalb der dyadischen Konstruktion von Zweierbeziehungen angewiesen sind (*Kapitel 6*). Abschließend möchte ich die Kritik der Zweisamkeit am Beispiel der Hochzeit zuspitzen: einem Ritual, das das Paar zelebriert, obwohl doch die anderen der heimliche Mittelpunkt des Geschehens sind.

Durch eine modernisierungskritische Wendung der Analyse lässt sich, so möchte ich demonstrieren, die Individualisierungsgeschichte der Liebe aufschlussreich herausfordern. Die soziologische Analyse von Liebe gewinnt eine wichtige Facette hinzu, wenn es gelingt, die Dichotomie von Zwang und Freiheit, von liebender Zweisamkeit und sozialem Kontext zu überwinden, die so tief in unserem Common Sense der Liebe verankert ist.